

HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

Versöhnung

Highlights
zur „Nacht
der Kirchen“
am 12.9.
auf Seite 8

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,



Sabine Tesche

Auf dem Titelbild dieser Ausgabe sehen Sie zwei Figuren, die sich aneinanderlehnen, als hielten sie sich gegenseitig aufrecht. Es ist eine Nachbildung von Josefina de Vasconcellos' Skulptur „Reconciliation“ (Versöhnung), fotografiert vor der Kapelle der Versöhnung an der Bernauer Straße in Berlin – dort, wo einst die Mauer verlief. Die gleiche Skulptur steht auch in der Kathedrale von Coventry, im Peace Memorial Park von Hiroshima und auf dem Stormont-Anwesen in Belfast: an Orten, die für Krieg, Zerstörung und tiefe Gräben zwischen Menschen stehen. Die portugiesische Künstlerin schuf die Figur nach dem Zweiten Weltkrieg, um zu zeigen, dass nach jeder Zerstörung eine Umarmung möglich ist.

Ein starkes Bild – aber auch eine realistische Erwartung? Wir leben in einer Zeit, in der das Wort „Versöhnung“ gerade wieder viel bemüht wird: angesichts der andauernden Kriege im Nahen Osten und in der Ukraine, angesichts einer Gesellschaft, die an vielen Stellen zerstrittener wirkt als lange zuvor. Je lauter der Ruf nach Versöhnung wird, desto größer wird offenbar auch der Druck, sie zu leisten – koste es, was es wolle.

Genau davor warnt die Theologin Dr. Ulrike Peisker im großen Interview dieses Heftes. Sie sagt: „Der moralische Druck, sich zu versöhnen oder zu vergeben, wird umso höher, je mehr man das zur wünschenswerten Option stilisiert. Ich glaube, es täte der Gesellschaft gut, sich etwas lockerer zu machen. [...] Es gibt viele Wege, mit Schuld und Verletzungen umzugehen: sich vertragen, Kompromisse schließen, Dinge auch rechtlich ahnden. [...] Wir müssen uns nicht immer mit jedem versöhnen, und schon gar nicht alles vergeben – und das Leben läuft trotzdem weiter.“

Diese Nüchternheit tut gut. Sie nimmt einem Wort den Druck, das in der christlichen Tradition allzu oft mit sofortiger, vollständiger Vergebung gleichgesetzt wird – und erinnert daran, dass Versöhnung ein Prozess ist, kein moralisches Muss. Vielleicht beginnt sie nicht mit der großen Geste der Umarmung wie auf unserem Titelbild, sondern mit dem ehrlichen Eingeständnis: Ich schaffe das gerade nicht. Auch das darf, glaube ich, vor Gott stehen bleiben – als ehrliches Gebet statt als erzwungene Geste.

Viel Gelegenheit, Gebete, Spiritualität, Musik und Kabarett zu erleben, bietet Ihnen die Nacht der Kirchen am 12. September. Wir haben die Highlights auf Seite 8 für Sie zusammengestellt.

*Viel Freude beim Lesen dieser Ausgabe wünscht Ihre
Sabine Tesche*

Inhalt

Seite 3: Essay mit Beispielen dazu, wie Versöhnung gelingen kann, wenn Schuld anerkannt und auf Rache verzichtet wird. Außerdem: So geht Versöhnung auf Hamburgisch.

Seite 4: Ob im Gefängnis, an der Gedenkstätte oder in der Familie: Drei Menschen zeigen, wie ein Neuanfang möglich ist.

Seite 5: Interview mit der Theologin Dr. Ulrike Peisker über Vergebungsdruck und „Me too“.

Seite 6: Querbeet durch die Kirchenlandschaft: Kolumnistin Susanne Richter über das Ende des Sommers.

Seite 7: Zwischen Glauben und Selbstfindung: Begegnung mit Prof. Michael Grünberger, Präsident der Bucerius Law School.

Seite 8: Ausgesuchte Highlights zur Nacht der Kirchen am 12. September.

Impressum

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche

Mitarbeit: Liv Sachisthal, Remmer Koch

Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter

Gestaltung: Sandra Teuscher

Redaktion: 040/55 44-71157;

E-Mail: sabine.tesche@funkemedien.de

www.abendblatt.de/kirchen



Die ehrenamtliche Krankenhausseelsorgerin Kirsten Hansen-Langosch und Pastorin Heide Brunow (r.) vor der Trinitatiskirche in Altona.

Roland Magunia

Krankenhausseelsorger schenken Gehör, Aufmerksamkeit und ein Lächeln

Rund 50 Ehrenamtliche gehen wöchentlich in Hamburg auf Krankenhausstationen. Kirsten Hansen-Langosch ist eine von ihnen.

Remmer Koch

Mehr als 30 Jahre war Kirsten Hansen-Langosch Lehrerin, 25 davon als Beratungslehrerin tätig. „Bis zum Ruhestand habe ich das wirklich gern gemacht und suchte deshalb eine ähnlich bereichernde Tätigkeit“, sagt sie. Hansen-Langosch ist ehrenamtliche Krankenhausseelsorgerin. An einem Nachmittag pro Woche geht sie ins Unfallkrankenhaus Boberg auf „ihre“ Station und erkundigt sich beim Pflegepersonal, wer sich über ein Gespräch freuen würde. Es sei immer wieder spannend und herausfordernd, wem man begegne und welche Reaktionen einem entgegengebracht werden. Manchmal komme es vor, dass Patientinnen oder Patienten höflich ein Gespräch ablehnen, das sei aber selten. „Und der Einstieg in eine Unterhaltung braucht einen Moment, bevor sich Vertrauen einstellt. Da hilft es bisweilen, erst mal von sich selbst zu sprechen“, erzählt sie. „Eine anfänglich skeptische Patientin bat mich, doch von mir zu erzählen. Ich berichtete von der Renovierung unseres Hauses und war ihr dadurch nicht mehr so fremd.“ So fasste die Patientin Vertrauen, sich zu öffnen, und erzählte vieles aus ihrem Leben.

Von ihren Erfahrungen und Begegnungen erzählt Hansen-Langosch bei einem Gespräch am Institut für Seelsorge und Supervisi-

on der evangelischen Kirche in Hamburg. Dort arbeitet Pastorin Heide Brunow und ist selbst auch hauptamtlich als Seelsorgerin in einer Klinik tätig. „In Zeiten von Krankheit gerät unser Gleichgewicht aus den Fugen. Da ist es gut, wenn Menschen die körperlichen Leiden lindern. Aber es ist auch gut, wenn wir uns um die Seele kümmern“, erläutert sie den Ansatz der Krankenhausseelsorge. „Nicht selten sind die Erkrankten mit den großen Sinnfragen des Lebens beschäftigt.“ Da helfe es, wenn man sich einer Person anvertrauen könne, von der man sicher wisse, dass sie eine Schweigepflicht gegenüber Dritten hat. „In dem Moment, in dem Menschen Worte für ihre Emotionen finden, verringert sich die Macht des beängstigenden Gefühls.“

Der Mensch mit seinen Fragen und Sorgen steht im Mittelpunkt

Mehr als 50 Ehrenamtliche, etwa ein Drittel davon Männer und zwei Drittel Frauen, sind in Hamburg aktiv und besuchen wöchentlich eine Station. „Hierzu gehört als Voraussetzung eine fundierte Qualifikation, in der die Kursteilnehmenden ihre eigenen Kommunikations- und Begegnungskompetenzen erweitern, über ihre Haltung zu Krankheit, Sterben und Trauer reflektieren und sich ihrer persönlichen religiös-spirituellen Einstellung vergewissern. Neben Wissensvermittlung gehört hierzu auch die Bereitschaft zu Selbst- und Fremdwahrnehmung, einer Praxisphase sowie Supervision“, beschreibt Brunow die einjährige Ausbildung, die kaum jemand abbricht. „Im Oktober startet der nächste Kursus, zu dem man sich gerne noch anmelden kann.“

Kirsten Hansen-Langosch begann 2023 mit der Ausbildung und ist seit 2024 im Einsatz. „Sehr wichtig für mich ist, dass ich mit dem Erlebten nicht allein bin. Die Supervision geht auch nach dem Kursus weiter, und wir treffen uns einmal im Monat zum Austausch. Das ist gut, um zu reflektieren und selbstkritisch zu fragen, habe ich in einer bestimmten Situation

richtig agiert“, sagt sie. Als sie das erste Mal einen mehrfach amputierten Menschen besucht habe, sei sie doch erschrocken gewesen. „Es war mir peinlich, dass man mir das bestimmt angesehen hat. Doch andererseits ist es eine echte Emotion gewesen, und ich spiele den Patienten und Patientinnen nichts vor.“ Gerade in solchen Situationen merke man, dass das Grundsätzliche im Menschsein bleibe. Nicht, ob jemand Gliedmaßen verloren habe oder durch eine Querschnittslähmung bewegungseingeschränkt ist, mache ihn oder sie aus. „Der Mensch mit seinen Fragen und Sorgen steht im Mittelpunkt.“

Während eines Klinikaufenthalts sind die Patientinnen und Patienten oft fremdbestimmt. Untersuchungen, Anwendungen, vorgegebene Tagesabläufe sind notwendig, um den Heilungsprozess zu ermöglichen. „Wir haben den Vorteil, dass wir quasi ohne Funktion zu Besuch kommen. Weder geben wir etwas vor, noch möchten wir etwas. Weder Religion noch Mission sind bei unseren Besuchen von Relevanz. Wir kommen einfach nur als Mitmensch“, erklärt Heide Brunow. „Und hin und wieder werden wir dann doch um ein Vaterunser oder eine Segnung gebeten.“

Die Arbeit als Seelsorgerin und Seelsorger bereichert

Neu ist die digitale Seelsorge, die zu dem bisherigen Angebot ergänzend dazugekommen ist. Nicht allen Menschen ist es möglich, ein persönliches Gespräch wahrzunehmen, weil zum Beispiel das Krankenzimmer nicht ausreichend Privatsphäre zulässt oder mehr zeitliche Flexibilität gewünscht ist. Auch sind dadurch Gespräche bereits vor oder nach einem Krankenhausaufenthalt möglich. Bei der diesjährigen Nacht der Kirchen am 12. September ist die digitale Krankenhausseelsorge auch dabei und bietet halbstündige Vortrags- und Gesprächsformate an, zu denen sich alle zuschalten können. Doch die haupt- und ehrenamtlichen Seel-

sorger und Seelsorgerinnen schenken nicht nur Gehör, Aufmerksamkeit und ein Lächeln. Sie erhalten auch etwas, betonen Brunow und Hansen-Langosch. „Wenn wir Gespräche über den Sinn des Lebens ermöglichen, dann lernen wir auch ganz viel über uns selbst. Und es ist ein wunderbares Gefühl, wenn jemand Hoffnung und Zuversicht gewinnen kann, sich für eine neue Perspektive öffnet oder einfach Erleichterung durch ein Gespräch findet. In solchen Momenten bekommen wir Menschen getragen.“

Dass sie selbst bereichert aus den Gesprächen kämen, sei eine sehr häufige Rückmeldung der ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger. Kirsten Hansen-Langosch erzählt: „Als ich einen Menschen besuchte, der durch ein Unglück dauerhaft schwerste körperliche Beeinträchtigungen davontrug, berichtete er mir, dass er nun selbst als Arbeitgeber Pflegepersonal beschäftigen werde. In einer solchen Situation Lebensbejahung und Zuversicht zu beweisen, das hat mich sehr beeindruckt.“ Die vielfältigen Lebensgeschichten, an denen sie Anteil nehmen dürfe, intensiviere ihren Blick auf das Leben und die Menschen.

Die Motivation, sich auf die Qualifizierung und die wöchentlichen Besuche einzulassen, sei sehr unterschiedlich. „Manche möchten einfach für andere Menschen da sein, andere haben in schwierigen Lebenssituationen selbst Hilfe erfahren und möchten nun der Gesellschaft etwas zurückgeben, und wieder andere haben ihr Talent im aufmerksamen Gespräch entdeckt“, sagt Pastorin Heide Brunow. „So, wie wir mitten in der Gesellschaft arbeiten, so sind auch die ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger mitten aus der Gesellschaft und aus allen Berufsgruppen. Aber was sie eint, ist, dass sie alle mit Herz, Verstand und einer Prise Humor Menschen in einer schwierigen Zeit begleiten.“

www.krankenhausseelsorge-im-norden.de

Eine Brücke, die von beiden Ufern gebaut werden muss



Versöhnung kann nur von beiden Seiten kommen - genauso wie eine Brücke - hier in Arizona - nur von zwei Ufern aus gebaut werden kann.

Jeremy Christensen / Getty Images/iStockphoto

Biblische Geschichten und das Beispiel von Coventry zeigen: Versöhnung beginnt, wenn Schuld anerkannt und auf Rache verzichtet wird.

Dr. Stefan Holtmann

Mehr als zu jeder anderen Zeit stehen wir, die menschlichen Bewohner des Planeten Erde, vor einem Entweder-Oder: Entweder wir reichen einander die Hände – oder wir schaufeln einander Gräber“ – schrieb der polnische Soziologe Zygmunt Bauman im Jahr 2017 kurz vor seinem Tod unter dem Eindruck des Trumpismus und seiner europäischen Spielarten. Diese Welt ist versöhnungsbedürftig. Schon auf meinem Arbeitsweg, der von St. Georg aus durch den Hauptbahnhof in die Innenstadt führt, ist das nicht zu übersehen. Kleine Rücksichtslosigkeiten im Straßenverkehr enden in Gebrüll. Und die Herausforderungen eines friedlichen Zusammenlebens sind in diesem Teil der reichen Stadt, in dem die verschiedenen sozialen Nöte und Kulturen auf engstem Raum oft konfliktreich aufeinandertreffen, unübersehbar. „Wir werden einander viel verzeihen müssen“ – sagte ein Politiker in der Coronazeit. Das trifft auf die alltägliche zwischenmenschliche Ebene zu und auf das Zusammenleben der Völker. Viel zu oft geht es in den Eskalationsspiralen dieser Tage unversöhnlich zu.

In der Theologie wurde Versöhnung bereits im 19. Jahrhundert zu einem Schlüsselbegriff. Stand zunächst die Versöhnung zwischen Menschen im Mittelpunkt, wurde der Weg des Jesu aus Nazareth im Mittelpunkt, wurde in den Konflikten des 20. Jahrhunderts der Bedeutung des Glaubens für die Bewältigung zwischenmenschlicher Konflikte größere Aufmerksamkeit gewidmet. Entscheidende Inspirationen hierfür sind in der

biblischen Überlieferung zu finden. Als „Speicher gelebten Lebens“ (Jürgen Ebach) wurden dort Erfahrungen zu Erzählungen. So steht im 1. Buch Mose der Konflikt zwischen den Zwillingen Jakob und Esau im Mittelpunkt. In dieser Familiengeschichte geht es zugleich um die Beziehung zweier Nachbarvölker, deren Ahnväter die Brüder sind. Schon die Ausgangssituation ist vertrackt. Esau ist wenige Sekunden älter und ein eher schlichtes Gemüt, nach der Tradition jedoch alleiniger Erbe der väterlichen Güter und des auf ihm ruhenden Segens. Jakob wird leer ausgehen. Dabei ist er offenkundig der Begabtere. So nimmt die Geschichte ihren Lauf. Während der Vater Isaak strikt der überkommenen Ordnung folgt, hilft die Mutter Rebekka dem Schicksal mit List auf die Sprünge. Mit einer perfiden Täuschung sorgt sie dafür, dass Jakob den Segen des Vaters erhält. Esau, der Betrogene, schreit auf vor Wut. Schon bald sagt man, dass er nur den Tod des Vaters abwartet, um dann den verhassten Bruder zu ermorden. Jakob bleibt nur die Flucht ins Ausland.

Plötzlich wird Jakob von einem Fremden überfallen
Dort erweist sich der erschlichene Segen als wirksam. Jakob kommt zu Besitz. Genauso wie Esau, der sich alles hart erarbeiten muss. Ein Satz des Vaters bleibt ihm in Erinnerung: „Einmal wirst du sein Joch von deinem Halse reißen.“ Was kann das anderes bedeuten, als dass der Tag der Rache kommen wird? Und schließlich ist es so weit. Jakob kehrt in die Heimat zurück. Er schickt großzügige Geschenke voraus, um den Bruder zu besänftigen, denn der zieht ihm mit 400 Mann entgegen. In der Nacht vor der Begegnung ist dann eine der merkwürdigsten Geschichten der Bibel in die Erzählung eingeschoben. Jakob bleibt allein am Ufer des Flusses Jabbok, dem letzten natürlichen Hindernis zwischen ihm und der Heimat, zurück. Dort wird er plötzlich von einem Unbekannten überfallen. Die ganze Nacht hindurch ringen sie miteinander. Zuletzt lässt der Fremde von ihm ab, nachdem Ja-

kob ihm zuvor seinen Segen abgerungen hat. Wer mag diese Gestalt, dieser Dämon, gewesen sein, mit dem er ringen musste?

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass es die eigene Schuld war. Der Kampf mit ihr hat Spuren hinterlassen. Und so hinkt der Gesegnete in den Sonnenaufgang und der Begegnung mit dem Bruder entgegen. Er verneigt sich mehrfach bis zur Erde. Und Esau läuft ihm entgegen und fällt ihm um den Hals. So wird Versöhnung möglich: Der eine hat seine Schuld

angenommen. Der andere hat sein Joch, den Hass und die Rachege danken, abgeworfen. „Und sie weinten“ – heißt es in der biblischen Geschichte, weil sie an den Ausgangspunkt des Konflikts zurückkehren, den Schmerz, die abgründige Angst und die unerträgliche Wut des anderen selbst empfinden können. Die Geschichte endet bemerkenswerterweise nicht mit dem Idyll einer Familienzusammenführung, sondern mit dem realistischen Ausblick auf eine friedliche Koexistenz der bei-

den Brüder als Nachbarn.

„Solche Mythen sind keine Märchen, sondern Möglichkeiten“, schreibt der Theologe Geiko Müller-Fahrenholz. Sie sind eine Inspiration für Menschen in scheinbar ausweglosen Konstellationen, in denen erlittenes Unrecht und verleugnete Schuld sich tief in das kollektive Gedächtnis eingegraben haben und über Generationen hinweg präsent bleiben. Die Möglichkeit der Versöhnung setzt die Anerkennung der Schuld voraus. Sie muss manchmal schmerzhaft erungen werden.

Beispiel eines solchen Ringens ist der Versöhnungsgedanke, der im 20. Jahrhundert vom britischen Coventry ausgegangen ist. Zwei Wörter stehen am Beginn: *Father forgive*. Der Dompropst von Coventry Richard Howard ließ sie im November 1940 unter dem Eindruck der Trümmerwüste, die das erste deutsche Flächenbombardement des Zweiten Weltkrieges in seiner Stadt hinterlassen hatte, in die Chorwand der zerstörten Kathedrale meißeln. Mehr als 500 Tote und 800 Verletzte waren zu beklagen. Die deutsche Propaganda tönte, man werde die britischen Städte „coventrieren“. Wenige Wochen später sagte Howard in seiner Weihnachtspredigt: „Was wir der Welt erzählen wollen, ist dieses: Christus ist heute in unseren Herzen wiedergeboren worden. Und so schwer es auch sein mag: Wir verbannen jeden Gedanken an Rache.“

Nagelkreuze aus Coventry für Kiel und Hamburg

Bei seinen Landsleuten löste er heftige Proteste aus. Gleichzeitig wurden deutsche Städte durch die Alliierten in Schutt und Asche gelegt. Der Weg zur Versöhnung beginnt unter den Bedingungen real existierender Feindschaft. Howard schrieb bewusst nicht „Vater vergib ihnen“, sondern „Vater vergib“; ihnen und uns. Ein solches Bekenntnis auch zur eigenen Schuld ist in manchen geschichtlichen Konstellationen kaum zu ertragen, führt jedoch über eine zu einfache Täter-Opfer-Gegenüberstellung hinaus. Menschliches Handeln ist vergebungsbedürftig – und es ist die allen geltende Ver-

heißung Gottes, dass Vergebung und damit Versöhnung bei Gott möglich ist.

Zum Symbol dieser Versöhnungsarbeit wurde das Nagelkreuz, zusammengefügt aus alten Zimmermannnägeln der Ruine. Es erinnert an die Wirklichkeit der Versöhnung, auf die Howard vertraute: „Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber ...“ Der 1940 in Coventry begonnene Weg zu einer wirklichen Versöhnung war weit. Howard setzte auf Begegnung und besuchte im Herbst 1947 das kriegszerstörte Kiel. Er berichtete später, die Deutschen seien freundlich und gesprächsbereit gewesen, allerdings „wenn sie uns fragten, ob Coventry Schaden erlitten habe, und wir mit einer Schilderung antworteten, hieß es immer ‚Ah, aber nicht so schlimm wie Kiel‘“. Dennoch: Am Nachmittag des 15. September 1947 überreichte Howard in Kiel das erste Nagelkreuz in Deutschland, da „wir bereits Freunde in Christus waren“. In Hamburg besitzen fünf Hauptkirchen ein Nagelkreuz von Coventry – ein zusätzliches hängt am Mahnmahl von St. Nikolai.

Die Verletzungen der Vergangenheit, schrieb Dietrich Bonhoeffer, können nur vernarben. Nie werden sie unsichtbar sein. Doch man wird sie nach der benötigten Zeit ohne Schmerz berühren können.

Lasst euch versöhnen mit Gott

Versöhnung ist wie eine Brücke zwischen zwei auseinandergerissenen Inseln. Auf einer Seite kann mit dem Bauen begonnen werden. Das Fundament auf der gegenüberliegenden Seite jedoch wird dort errichtet werden müssen. Die Einsicht des Apostels Paulus ist hier klug und wegweisend, weil er selbst die Versöhnung mit Gott, dessen Botschafter er ist, nur als Bitte an die eine zerstrittene Gemeinde heranträgt: „Darum bitte ich euch: Lasst euch versöhnen mit Gott.“ Dann ist Versöhnung schöpferisch: Sie schafft, wo Beziehungslosigkeit herrscht, Gemeinschaft – und öffnet Zukunft.

Der Autor ist Hauptpastor von St. Jacobi



Das Nagelkreuz aus Coventry hängt in der Turmhalle des Mahnmals St. Nikolai.

Thorsten Ahlf / FUNKE Foto Services

So geht Versöhnung auf Hamburgisch

Die Hanseaten sind nicht bekannt für lange Aussprachen. Hier ein paar Vorschläge, wie ein Versöhnungsgespräch ablaufen könnte.

„Wir hatten uns in de Wull – nu trinken wir wieder ’n Kööm zusammen.“

„Kurz verkracht, lang vertragen – so läuft dat in Hamburg.“

„Einmal ordentlich durchgepuset – nu is wieder klare Sicht.“

„Nu schnack nicht lang – komm,

wir vertragen uns.“

„War bisschen Tüdelkram zwischen uns. Is nu aber auch gut.“

„Wir haben uns kurz verhakt wie zwei Pötte im Hafen.“

„Nich lang schnacken, wieder vertragen.“

„Gestern noch Ebbe, heute wieder Flut.“

„Zwischen uns war Eis – nu taut die Alster wieder auf.“

„Hamburger Versöhnung: ein Nicken, ein Bier, erledigt.“

„Jo, war doof. Nu is wieder gut.“

„War was?“ – „Nö.“ – „Denn is ja gut.“

Erstellt mit Hilfe von KI

Neuengamme: Ein Ort der internationalen Verständigung

Neuengamme. In den USA studierte Margalit Goldberg Geschichte, Philosophie und Deutsch und interessierte sich dabei besonders für Erinnerungskultur. Als sie im Internet über das Freiwilligenjahr der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) an der Gedenkstätte Neuengamme las, war ihr klar, „dass es genau das ist, was ich tun will“. Seit September 2025 engagiert sich die Amerikanerin aus Denver (Colorado) nun im ehemaligen Konzentrationslager. Sie unterstützt unter anderem den sehr erfolgreichen TikTok-Account der Gedenkstätte und erklärt auf Englisch, was in Neuengamme geschehen ist. Außerdem führt sie Schülergruppen über das Gelände und hat einen Audiorundgang zum Thema „Zeugen Jehovas in Neuengamme“ erstellt. Einmal pro Woche kümmert sich Goldberg um eine alte Dame, deren jüdische Mutter den Holocaust überlebt hat.

Seit Mitte der 1980er-Jahre kommen jedes Jahr zwei Freiwillige der ASF in die Gedenkstätte Neuengamme und helfen bei der Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit sowie im Archiv. Waren es anfangs vor allem Osteuropäer zwischen 20 und 25 Jahren, kommen inzwischen auch viele aus dem englischsprachigen Raum. „Etliche dieser jungen Menschen sind das erste Mal alleine im Ausland. Sie lernen hier die konkrete Arbeit an einer Gedenkstätte kennen, und wir bekommen von ihnen Einblicke und Anregungen von außen. Es geht dabei auch um die Verständigung mit anderen Kulturen“, sagt Iris Groschek, Sprecherin der Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte.



Margalit Goldberg ist Freiwillige der Aktion Sühnezeichen in Neuengamme.

KZ-Gedenkstaette
Neuengamme

Neben der fachlichen Begleitung erhalten die jungen Engagierten auch seelsorgerische Unterstützung. Geistlichen Beistand gibt der Pastor der Gedenkstätte, Martin Zerrath. Mit ihm treffen sich die beiden Freiwilligen einmal im Monat, um ihre Gedanken und Reflexionen zu teilen. „Schließlich ist das kein ganz einfacher Arbeitsort. Hier ist so viel Gewalt geschehen“, sagt Iris Groschek.

Aktion Sühnezeichen ist zwar ein eigenständiger Verein, wird jedoch durch die EKD und die Landeskirchen sowie verschiedene kirchliche Werke sehr unterstützt. ASF-Freiwillige engagieren sich in Kirchengemeinden und sozialen, diakonischen Einrichtungen sowie kirchlichen Begegnungsorten wie der Kathedrale von Coventry, der Evangelischen Versöhnungskirche Dachau oder dem Diakoniewerk Simeon in Berlin. Die ASF-Arbeit ist von Anfang an stark ökumenisch und interreligiös geprägt gewesen.

Margalit Goldberg wird Ende August zurück in ihre Heimat fliegen. Sie nimmt gerade vor dem Hintergrund des aktuellen Kampfes gegen öffentliche Geschichte in den USA die Erfahrung mit, „wie wichtig die Erinnerung für die Demokratie ist“. *tes*



Beratungsstelle für queeres Familienleben: Beraterin Julia Seidel im Büro bei der Caritas in St. Georg.

Marcelo Hernandez

Versöhnung statt Ablehnung: Hilfe für queere Familien

Die Caritas in St. Georg unterstützt seit 2019 queere Familien, Jugendliche und Eltern – bei Sachfragen bis zu schweren Konflikten.

Sabine Tesche

Mit einer Familie hatte Julia Seidel einen sogenannten magischen Moment. „Das war, als die Tochter, die sich trans* fühlt, zu ihrer Mutter sagte, dass sie ihren neuen Namen aussuchen dürfe. Das war eine wirklich versöhnliche Geste, nachdem es vorher viele Monate lang massive Konflikte zwischen den beiden gab. Der Mutter fiel es zu Beginn schwer, die Geschlechtsidentität ihres Kindes anzunehmen, und weigerte sich, einen neuen Namen

für sie zu benutzen“, sagt Julia Seidel von der Beratungsstelle für queeres Familienleben.

Seit 2019 gibt es die Einrichtung der Caritas im Norden. Sie schien notwendig, weil es so ein spezielles Angebot bisher in Hamburg noch nicht gab. Passend ist, dass die Beratungsstelle mitten im Stadtteil St. Georg liegt, wo es viel queeres Leben und etliche Regenbogenfamilien (dabei ist mindestens ein Elternteil queer) gibt.

Die Beratung kann einmalig oder über mehrere Monate stattfinden Die Institution richtet sich an Familien und Einzelpersonen im Kontext von LSBTIQ+. Das können queere Eltern sein, Jugendliche, die sich als queer oder trans verstehen, oder Familien, in denen ein Kind oder ein Elternteil sich outet. Voraussetzung ist immer, dass ein queerer Bezug da ist.

Die Beratungsstelle begleitet ungefähr 70 Fälle pro Jahr. Die Beratung kann einmalig stattfinden, wenn es nur um eine konkrete

Sachfrage geht, oder über Monate laufen, wenn es sich um komplexe familiäre Prozesse handelt. Zudem gibt es zwei Gruppen für trans*, non-binäre und questioning Kinder und Jugendliche, die sich also nicht sicher sind, welche Geschlechtsidentität sie empfinden.

Gefördert wird die Stelle von der Hamburger Behörde für Familie „Trotz des katholischen Hintergrunds war die Überzeugung von Anfang an, dass dieses Angebot zutiefst christlich ist: Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu begleiten und Familien zu stärken. Es gab zwar auch vereinzelt Widerstand, aber im Erzbistum gab es viel Rückhalt“, sagt Sozialpädagogin Seidel, die zusätzlich eine Ausbildung als systemische Beraterin hat und sich die Stelle mit einer Kollegin teilt. Gefördert wird sie von der Hamburger Behörde für Schule, Familie und Berufsbildung. Nicht immer laufen die Konflikte so versöhnlich ab, wie bei der anfangs geschilderten Mutter-

Tochter-Beziehung. Besonders schwierig wird es, wenn Familien queere Identität grundsätzlich ablehnen. „Es gab Fälle, in denen Eltern hofften, ihre Kinder könnten durch Therapie oder Rückkehr ins Herkunftsland ‚geheilt‘ werden.“ Solche Erwartungen weist die Beraterin klar zurück. Konversionsbehandlungen seien verboten und wirkungslos, und queer zu sein sei keine Krankheit.

Manchmal steht der Schutz der Jugendlichen im Mittelpunkt In manchen Fällen melden sich auch Jugendliche selbst, etwa wenn Eltern aus religiösen Gründen behaupten, trans* sein könne „weggebetet“ werden. Dann steht nicht Versöhnung, sondern zunächst der Schutz der betroffenen jungen Menschen im Mittelpunkt, und die Beratungsstelle arbeitet gegebenenfalls mit dem Jugendamt zusammen.

Doch Julia Seidel erinnert sich auch an ein besonders gelungenes Beispiel eines versöhnlichen Pro-

zesses bei einer Familie, in der eine Mutter erst spät ihr Coming-out als lesbisch hatte. Sie lebte lange in einer heterosexuellen Ehe mit Kindern, hatte aber schon als junge Frau gespürt, dass sie lesbisch ist. Als sie sich schließlich trennte, waren die Schuldgefühle groß. Sie hatte Angst, egoistisch zu handeln und die Familie zu zerstören. Anfangs war die Situation von Konflikten geprägt. Im Verlauf der Beratung entwickelte sich jedoch zunehmend Verständnis. Der Vater konnte schließlich sagen: „Du kannst ja auch nichts dafür, du warst einfach nur ehrlich.“

Seidels Motivation hinter ihrer Arbeit ist: „Queere Familien sichtbar zu machen, sie zu stärken und dafür einzutreten, dass sie die gleichen Rechte und die gleiche Anerkennung bekommen wie alle anderen Familien auch.“

Die Beratungsstelle ist an der Danziger Str. 66, Tel. 040-280 14 06 20, E-Mail: regenbogenfamilien@caritas-im-norden.de

Gefängnisseelsorge: „Für Neuanfänge brauchen wir einander“

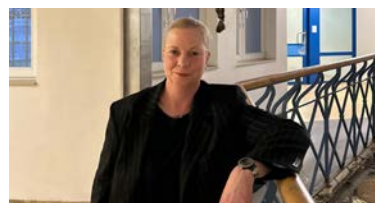
Pastorin Birgit Dušková begleitet Häftlinge in Hamburg, hört zu, sortiert Gedanken und stärkt sie, Verantwortung für ihr Leben zu tragen.

Ihr begegnen große Themen wie Schuld und Neuanfang genauso wie die Frage, woher man eine Briefmarke bekommen könne. Birgit Dušková ist evangelische Pastorin und als Gefängnisseelsorgerin in Vollzeit für die JVA Fuhsbüttel und die Sozialtherapeutische Anstalt Hamburg zuständig, die sich auf demselben Gelände befindet. 550 Haftplätze gibt es hier insgesamt, die Delikte der Insassen reichen von Diebstahl über Sexualstraftaten bis zu Mord, die Strafen von drei Jahren bis „le-

benslänglich mit anschließender Sicherungsverwahrung“. Jeder der Gefangenen kann einen Antrag auf Seelsorge stellen. Gemeinsam mit ihren katholischen und muslimischen Kollegen, die beide noch in anderen Gefängnissen tätig sind, kommt Dušková allen Anfragen nach. Manchmal müssen die Inhaftierten zwei Wochen warten.

Die Pastorin gibt Inhaftierten eine neue Perspektive Doch dann widmet die Seelsorgerin dem Gesprächssuchenden eine ganze Stunde und ermöglicht bei Bedarf regelmäßige Termine. „Über den Glauben rede ich mit den Gefangenen nur, wenn sie es wünschen“, sagt sie. Gleichzeitig beobachtet die 51-Jährige bei vielen der Inhaftierten eine besondere Offenheit für Gott. „Wer weiß, dass er versöhnungsbedürftig ist, hat im Grunde schon eine ganz

große Nähe zu dem, was das Weltliche übersteigt“, erläutert sie. Dabei stellt sie klar: „Vom harmonisierenden Ideal der Vergebung müssen wir ganz weg. Opfer sind frei. Es gibt Dinge, die dürfen ein Leben lang wehtun.“ Von Täterseite kenne sie diesen Anspruch auf Vergebung durch die Opfer bislang auch nicht. „Das finde ich richtig. Das Ansinnen an sich könnte auch schon wieder eine Grenzüberschreitung bedeuten“, sagt Dušková.



Gefängnisseelsorgerin Birgit Dušková arbeitet in der JVA Fuhsbüttel.

JVA FU.FK

Aus ihrer Sicht geht es für die Straftäter vielmehr darum, die Kraft zu entwickeln, Verantwortung zu übernehmen und etwas Neues zu beginnen, ohne die Tat ungeschehen zu machen. „Versöhnung ist für mich ein sehr großer Begriff, das hat so etwas Abschießendes. Aber im Weiterleben das Geschehene verantworten zu können und für sich am Leben festzuhalten, das ist die Aufgabe.“ In diesem Prozess steht Duskova den Gefangenen zur Seite. Oft ginge es einfach darum zuzuhören, Gedanken zu sortieren, das „Nicht-Gelungene im Leben“ auszuhalten. Gleichzeitig spiele es eine große Rolle, die Straftäter nicht auf ihre Taten zu reduzieren. Aus vielen Gesprächen weiß die Seelsorgerin, dass nicht wenige der Täter früher selbst einmal Opfer geworden sind. „Ich sehe diese Menschen nicht als getrennt von Gott“, sagt

die gebürtige Hamburgerin, die bereits in Einrichtungen für Obdachlose, Geflüchtete, Abschiebungshäftlinge und als Gemeindepastorin in Hamburg-Harburg gearbeitet hat.

So wichtig es ihr ist, Inhaftierten neue Perspektiven zu eröffnen, so entschieden betont sie, dass die Gesellschaft den Opfern beistehen muss. Dušková selbst sei „sozial zweisprachig aufgewachsen“, erzählt sie. Die Mutter komme aus einer bürgerlich-frommen Familie, der Vater aus einem armutsbelasteten Umfeld von der Veddel. „Die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Sichtweisen kenne ich seit meiner Kindheit.“ Vielleicht ist es genau das, was zu einer Heilung beitragen kann. Für Dušková steht fest: „Wir können Versöhnung oder Neuanfänge nicht allein für uns bewirken. Dafür brauchen wir einander.“ *liv*

„Einfach mal runter vom hohen Ross: Wir müssen uns nicht mit jedem versöhnen“

Interview mit Dr. Ulrike Peisker über Vergebungsdruck als Missverständnis, gesellschaftliche Prozesse rund um „Me too“ und Collien Fernandes.

Liv Sachisthal

Dr. Ulrike Peisker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Systematischen Theologie an der Universität Mainz. Im Jahr 2023 wurde sie mit einer Arbeit zur Frage nach der Gestalt und Möglichkeit zwischenmenschlicher Vergebung promoviert. Aktuell habilitiert sich die 33-Jährige zu Fragen nach der (In-)Aktualität der Rede vom doppelten Ausgang des Gerichts.

Frau Dr. Peisker, Sie forschen und lehren zu Umgang mit Schuld, zwischenmenschlicher Vergebung und Verletzlichkeit. Wie definieren Sie persönlich „Versöhnung“ im zwischenmenschlichen Kontext?

Ulrike Peisker: Ich verstehe Versöhnung zunächst als das Aushandeln eines modus vivendi nach einer Verletzung, um einen Weg zu finden, die Beziehung weiterzuführen. Versöhnung ist auf Beidseitigkeit angelegt. Da würde ich auch einen Unterschied zur Vergebung sehen: Vergebung ist asymmetrisch – einer vergibt dem anderen. Das zeichnet die Situation sehr schwarz-weiß: Es gibt einen Schuldigen und einen Nichtschuldigen. Versöhnung lässt viel mehr Komplexität zu. In zwischenmenschlichen Beziehungen ist es meistens gar nicht so einfach zu sagen, wer schuld ist. Wie eine Situation entstanden ist, ist oft verstrickt und kompliziert.

Vergabung ist also nicht unbedingt Voraussetzung für Versöhnung?

Nein. Man kann Wege finden, wieder positiv in ein Verhältnis zueinander zu treten, ohne sagen zu müssen: Das ist jetzt vergeben. Man schließt Kompromisse, man verträgt sich, man hält fest, wo wessen Verantwortungen liegen – ohne dass die „Schuld“ getilgt werden muss.

Welche Voraussetzungen braucht Versöhnung denn?

Ich bin Theologin, keine Psychologin. Aber man kann beobachten, dass vielen wichtig ist, ob das Gegenüber glaubhaft Reue zeigt. Ich würde das nicht als notwendige

Voraussetzung sehen, aber vielen ist dieses Signal wichtig. Zu merken, dass der andere verstanden hat: Da wurde eine Grenze überschritten. Wenn man Grund zu der Annahme hat, dass diese Grenze künftig gewahrt wird, fällt es leichter, wieder in ein positives Verhältnis zu treten.

Wie kann nach schweren Konflikten wieder Vertrauen aufgebaut werden?

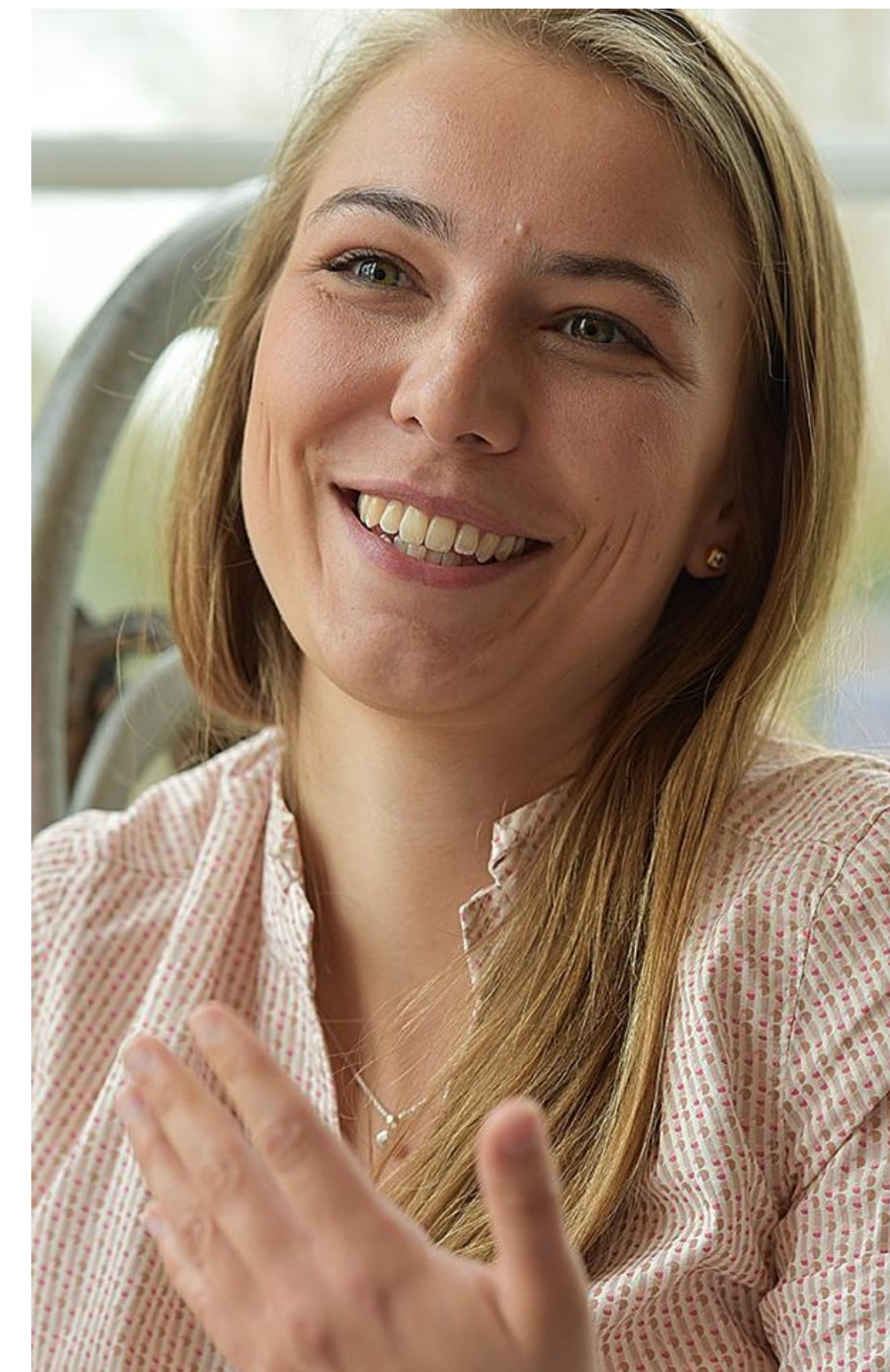
Das hängt natürlich auch davon ab, was zwischen den Betroffenen passiert ist. Das Spektrum reicht ja von Missverständnissen im Alltag bis zum sexuellen Missbrauch in der Kirche und anderem. Wenn es möglich ist, das Vertrauen wieder aufzubauen, dann vermutlich dadurch, dass offen über die Verletzung, das Verhalten und das, was es mit einem gemacht hat, kommuniziert wird. Aber es gibt keine Garantie. Es gibt auch Fälle, in denen das Vertrauen einfach unwiderruflich zerstört ist.

Sie sprechen von der „Zumutung der Vergebung“. Was meinen Sie damit?

Zum einen berichtet die ForuM-Studie der EKD zur sexualisierten Gewalt in der evangelischen Kirche, dass Betroffene sowohl von Tätern als auch von Gemeindegliedern zur Vergebung aufgefordert und moralisch unter Druck gesetzt wurden. Tenor: Sie müssten jetzt vergeben, weil sie ansonsten Unfrieden in der Gemeinde aufrechterhielten. Zum anderen kann auch die göttliche Vergebung durchaus eine Zumutung sein: Für Opfer von Gewaltverbrechen ist es eine Zumutung zu hören, dass auch die Täter auf Vergebung von Sünde durch Gott hoffen dürfen und am Ende gegebenenfalls alle bei Gott vereint sind. Um diese Zumutung kommen wir aber theologisch nicht herum. Sonst kämen wir in die Position, selbst zu entscheiden, wem Gott vergibt und wem nicht.

Welche Herausforderungen sehen Sie für die Kirche im Umgang mit Machtmissbrauch in ihren Strukturen?

Ich sehe die Herausforderung schon darin, überhaupt von Vergebung und Versöhnung in diesem Zusammenhang zu sprechen. Wenn die Kirche als Institution, in der der Missbrauch stattgefunden hat, jetzt das Wort „Vergabung“ in den Mund nimmt, wirkt das schnell wie „Wir haben uns jetzt lange genug schuldig bekannt, jetzt können wir auch mal von Vergebung sprechen.“ Wenn jemand diese Begriffe ins Spiel bringen kann, dann die Betroffenen, nicht die Täter oder Verantwortli-



Dr. Ulrike Peisker arbeitet als Theologin an der Universität Mainz.

Marian Nestmann (2)

chen. Von Kirchenleitenden würde ich erwarten, dass sie in erster Linie von ihrer Schuld, ihrer Verantwortung und den Ermöglichungsbedingungen sprechen. Versöhnung mit der Institution kann möglich sein, sie ist aber nicht notwendig; auch Distanz oder ein Bruch können für Betroffene ein legitimer Weg sein. Dazu gehört auch, öffentlich klar anzuerkennen, dass die Schuld nicht aufseiten der Betroffenen liegt. Und man darf nicht vergessen: Die Betroffenen sind meistens selbst Kirchenmitglieder (gewesen). Durch eine Gegenüberstellung von Kirche auf der einen Seite und Opfern auf der anderen Seite drohen sie, nicht als Teil der Kirche wahrgenommen zu werden.

Gibt es auch außerhalb der Kirche einen gesellschaftlich-moralischen Druck, vergeben zu müssen?

Auf jeden Fall. Vergebung gilt in unserer Kultur immer noch als moralisch bevorzugte Option. Das wird deutlich, wenn man sich das Gegenteil vorstellt: Niemand würde ja empfehlen: „Räche dich doch!“ In anderen Kulturen, zum Beispiel bei den alten Griechen, war das ganz selbstverständlich. Davon sind wir weit entfernt. Aber auch die Beziehung abubrechen, gilt vielen nicht als guter Umgang. Überspitzt gesagt. Aber: Ein vor schnelles Plädieren für Vergebung kann dazu tendieren, die Verletzung kleinzureden – wer nicht mitmacht, gilt als unversöhnlich. Betroffene fühlen sich dann nicht

gesehen, ihr Verletztsein wird bagatellisiert. Immerhin beginnt sich durch „Me too“ und Fälle wie Gisèle Pelicot oder Collien Fernandes ein Klima zu entwickeln, in dem Unrecht überhaupt zu Gehör kommt. Es braucht beides: einen gesellschaftlichen Prozess der Aufklärung und Anerkennung des Unrechts – und die individuelle Freiheit, ob jemand Versöhnung überhaupt möchte.

Unterstützt der christliche Glaube an Vergebung diesen Prozess – oder erschwert er ihn vielleicht sogar?

Da liegt aus meiner Sicht ein Kategorienfehler vor. Inhalt des christlichen Glaubens ist zunächst die göttliche Vergebung von Sünde – Gott vergibt mir meine Beziehungsverfehlung zu ihm. Gott vergibt aber nicht, was wir Menschen uns untereinander antun. Man darf ja nicht vergessen, dass der christliche Glaube darauf beruht, dass dafür, dass Gott uns vergeben hat, jemand ans Kreuz gegangen ist. Was soll das also heißen: Gott hat dir vergeben, also vergib auch anderen Menschen? Muss dann auch da jemand ein Opfer bringen? Das lässt sich gar nicht parallelisieren. Das Missverständnis entsteht, weil derselbe Begriff „Vergabung“ für zwei völlig unterschiedliche Phänomene benutzt wird.

Wozu ist der Glaube dann in Verletzungssituationen überhaupt gut?

Christlicher Glaube wäre meines

Erachtens nicht adäquat verstanden, wenn man ihn als Tool oder Kompetenzvermittler begreifen würde, um Vergebungskompetenz zu erwerben. Sein Potenzial sehe ich eher darin, damit umgehen zu können, dass Dinge in dieser Welt unvergibt bleiben. Nicht jeder Konflikt wird vergeben oder versöhnt. Und der christliche Glaube sagt: Das ist auch okay, weil diese Welt nicht das letzte Wort hat. Ich kann darauf vertrauen, dass im Jenseits letztlich alles zurechtgebracht wird, was im Argen liegt. Hilfreicher als eine Versöhnung mit Täter oder Institution kann dabei ein Versöhntsein mit der eigenen Biografie sein: akzeptieren zu können, dass einem etwas widerfahren ist und dass man mit dieser Erfahrung weiterlebt.

Haben Sie ein Beispiel dafür?

Sehr geprägt hat mich die Begegnung mit einem Betroffenen sexualisierter Gewalt beim Kirchentag, der sinngemäß sagte: „Ihr immer mit dieser Rede von Vergebung und Versöhnung – ich will nicht vergeben, ich will mich auch nicht versöhnen. Ich lebe befriedet und befreit in der Hoffnung darauf, dass Gott das richten wird.“ Da muss man sich als Außenstehender frei machen von dem Gedanken, man wüsste besser, dass es dem Betroffenen doch besser täte, sich zu versöhnen.

„Gott wird richten“ – klingt das nicht nach altem Strafgericht?

Wie das aussehen wird, wissen wir natürlich nicht. Ich würde es mir

am ehesten im Sinne einer Läuterung vorstellen. Also kein Gericht, bei dem den einen die Strafe erteilt und den anderen nicht, sondern dass Gott sozusagen richtet im Sinne von aufrichtet, was an dem Menschen verkrümmt und krumm ist. Und dass der Mensch dann aufgerichtet in den Himmel kann.

Welche Fallstricke sollten Menschen vermeiden, die sich versöhnen wollen?

Erstens eine Schwarz-Weiß-Zeichnung der Situation: die Schuld allein beim anderen zu sehen und sich selbst völlig schuldfrei (wenn wir nicht von eindeutigen Dingen wie Missbrauch o. Ä. reden). Zweitens: sich darauf zu versteifen, vom anderen Reue und ein Zurechtwischen zu erwarten und selbst nichts einzugestehen. Und drittens: Versöhnung zu forcieren. Versöhnung stellt sich ein oder sie stellt sich nicht ein. Wenn sie einseitig erzwungen wird und der andere gar nicht bereit ist, von seiner Verletzung abzusehen, kommt man erst recht nicht mehr ins Gespräch.

Wie kann Seelsorge in Versöhnungsprozessen helfen?

Die Aufgabe von Seelsorge sehe ich gar nicht darin, jemanden zur Versöhnung anzuleiten. Sonst kommt man schnell in ein Seelsorgeverständnis, das nicht auf Augenhöhe ist, wo der Seelsorger die Rolle eines Therapeuten oder Coaches einnimmt. Ich würde Seelsorge eher als Gespräch zweier Glaubender verstehen, die gemeinsam klagen, bitten, die Situation im Gebet vor Gott bringen. Das kann die Seele erleichtern: Man findet einen Ort, an dem man das ungeschönt und frei von sozialen Konventionen aussprechen kann. Und vielleicht wird man frei, neu in zwischenmenschliche Beziehungen zu gehen. Eine Garantie ist das jedoch nicht.

Und im ganz normalen Beziehungsalltag – was raten Sie da?

Ich glaube, es hilft, zunächst ehrlich mit sich selbst zu sein. Meine Vermutung ist, dass wir sehr viel seltener vergeben, als wir davon reden. Selbst bei Dingen, von denen ich glaube, ich hätte sie vergeben, kann ich nicht garantieren, dass ich sie beim nächsten Streit nicht wieder raushole und sage: „Aber das hast du das letzte Mal doch auch schon gemacht.“ Fruchtbarer wäre vielleicht ein Satz wie: „Das hat mich verletzt, und ich werde dir das wahrscheinlich noch sehr lange übelnehmen. Aber es gibt auch ganz viele tolle Punkte in unserer Beziehung, die mir wichtiger sind.“ Das hebt die Verletzung nicht auf – aber ohne den Druck, alles vergeben zu müssen, kommt man eher wieder positiv miteinander in Beziehung.

Was wünschen Sie sich für die Gesellschaft?

Etwas sparsamer von Versöhnung und Vergebung zu sprechen. Der moralische Druck, sich zu versöhnen oder zu vergeben, wird umso höher, je mehr man das zur wünschenswerten Option stilisiert. Ich glaube, es täte der Gesellschaft gut, sich etwas lockerer zu machen. Es muss wirklich nicht immer dieses moralische High-End-Ideal sein, dass der eine dem anderen völlig vergibt, was er ihm angetan hat. Es gibt viele Wege, mit Schuld und Verletzungen umzugehen: sich vertragen, Kompromisse schließen, Dinge auch rechtlich ahnden. Gut wäre, etwas vom moralisch hohen Ross runterzusteigen und zu sagen: Wir müssen uns nicht immer mit jedem versöhnen, und schon gar nicht alles vergeben – und das Leben läuft trotzdem weiter.



Dr. Ulrike Peisker wurde zum Thema Vergebung promoviert.



Susanne Richter über das Ende des Sommers

Querdacht

Jahrelang hat mich der Herbst melancholisch gestimmt. Zumindest in der ersten Phase, die noch fast Altweibersommer ist. Tiefe Sonne, warmes Licht, aber man riecht schon die welken Blätter und die feuchte Erde. Eigentlich bezau-bernd, wäre da nicht der Gedanke: Mist, der Sommer ist vorbei. Ab jetzt kommt die dunkle Jahreszeit. Ich tröste mich dann immer mit der Vorstellung, dass ich schöne Bücher lesen, in die Sauna gehen, mit den Kindern ein Lagerfeuer machen und auf meinem Sofa abhängen werde.

Aber die verschwenderische Weite des Sommers ist dann trotzdem erst mal weg. Das „ohne Jacke um 22 Uhr rausgehen und noch spontan bei Freunden vorbeigucken und auf der Terrasse sitzen“. Der Sommer findet draußen statt. Räumlich und auch innerlich. Die Welt wird zum Wohnzimmer. Es ist immer genügend Platz da.

Im Herbst verlagern wir uns dann wieder nach drinnen. „Das hat auch was von Sterben“, hat meine Freundin neulich gesagt und auf ihre welkenden Stauden gezeigt. „Blödsinn, die kommen wieder“, sagte ich. Denn ich wollte das gar nicht hören. Aber ja, im Herbst zieht sich das Leben in die Wurzel zurück. Und die Pflanzen bereiten sich auf den Winter vor.

Manchmal stelle ich mir jetzt vor, dass ich diese Zeit auch nutzen werde, um bei mir selbst „in der Wurzel“ zu landen. Dass ich sortieren werde, was liegen geblieben ist an Themen und Altlasten. Im Sommer schaue ich leichter über Dinge hinweg, die mich stören. Vielleicht versuche ich also, Gott das eine oder andere hinzuhalten, wenn es still wird. Richtig Lust habe ich nicht, aber ich stimme mich darauf ein. „Alles Ding hat seine Zeit.“ Diesen Vers aus dem Prediger in der Bibel sage ich mir oft, wenn ich mich an unliebsamen Um- oder Zuständen ankämpfe und noch nicht richtig loslassen kann.

Was mich jetzt gefreut hat, ist, dass die Neurobiologie diese Lebensweisheit von einer anderen Seite her unterstützt: Der Wechsel der Zeiten ist ein lebensförderlicher Rhythmus. Unser Nervensystem wird durch Rhythmen stabilisiert. Meine Yoga-Lehrerin hat das mit uns geübt. Rhythmisches Pendeln und kreisende Bewegungen helfen aus starren körperlichen und emotionalen Zuständen heraus. Das wirkt wirklich! Vielleicht ist es mit den Jahreszeiten also ähnlich. Dann wäre der Herbst nicht primär Spaßbremse, sondern Teil dieses stabilisierenden Kreislaufs und eine gute Möglichkeit, um bei uns zu landen, bis nach dem Winter wieder Frühling und Sommer kommen. Ach ... aber, wir kriegen das hin! In diesem Sinne: Seid behütet und kommt rhythmisch durch den Herbst!

Die Kolumnistin ist Pastorin bei Kirche im Dialog, einem Werk der Nordkirche.



Ralf Benschu (r.), Jens Goldhardt (l.) und Gerhard Schöne.

schöne-goldhardt-benschu

Zum Genießen

**Eine musikalische Reise,
die vom Frieden träumt**

Gemeinsam mit Ralf Benschu (Sa-

xofon) und Jens Goldhardt (Orgel) hat der Liedermacher Gerhard Schöne ein Programm aus dem großen Repertoire seines Schaffens zusammengestellt, das vom Frieden träumt, den Frieden sucht

und zum Frieden aufruft. Voller Poesie, mal leicht beschwingt und mal mit ernsterem Ton erzählt er am 4. Oktober um 18 Uhr seine Geschichten und hört auch in unseren aufgeheizten und kriegeri-

schen Zeiten nicht auf, vom Frieden zu träumen.

Kirche Sinstorf, Sinstorfer Kirchweg 21, Karten unter: verlag.busch-funk.com

Zum Hingehen

**Mittelalterflöte mit
Norbert Rodenkirchen**

Die Figur des geheimnisvollen Flötenspielers, der nach der Legende im Jahr 1284 mit seinem Spiel die Kinder aus der Stadt Hameln lockte, fasziniert die Menschen bis heute – doch wie mag die Musik des Rattenfängers wohl geklungen haben? Norbert Rodenkirchen, Spezialist für Flötenmusik des Mittelalters, hat – gestützt auf neueste Forschungen – zeitgenössische Quellen ausgewertet und diese zu einem klingenden Porträt

zusammengefügt. Im Zentrum stehen die Weisen des Fürsten Wizlaw III. von Rügen und altslawische Tänze, aber auch viele Quellen anderer Minnesänger, auf deren Basis er die betörenden Melodien des Rattenfängers wieder aufleben lässt.

Am 17. September um 19.30 Uhr tritt Rodenkirchen in der St.-Ansgar-Kapelle, Schmilinskystraße 78, rechts neben dem St.-Marien-Dom, auf.

Karten sind für 14 Euro (ermäßigt 10 Euro) bei der Konzertkasse Gerdes, an der Dom-Info „geist+reich“ und an der Abendkasse erhältlich.

Zum Austauschen

**Werkwochenende Kirchenmusik
im Kloster Nütschau**

Das Werkwochenende Kirchenmusik verbindet vom 9. bis 11. Oktober verschiedene Seiten der Kirchenmusik und bietet die Möglichkeit, die eigenen kirchenmusikalischen Fähigkeiten vielseitig weiterzuentwickeln. Auf dem Programm stehen Einzelunterricht mit persönlichem Feedback, Gruppenkurse und gemeinsame Einheiten zu Themen wie Chorleitung, Orgelimprovisation, Gregorianik, Gesang, Musiktheorie und Liturgik. Auch Austausch, Gemeinschaft und ein gemeinsamer Gottesdienst gehören zum Wochenende, das von Diplom-Kirchenmusikerin Franziska Hevicke geleitet wird. Das Angebot richtet sich an Jugendliche ab 14 Jahren und Erwachsene – ob mit Schwerpunkt Orgel, Chorleitung, Gesang oder als musikalische Allrounder. Veranstaltungsort ist das Kloster Nütschau, Schloßstraße 26, 23843 Travenbrück. Die Kosten betragen 120 Euro für das Programm und zwei Übernachtungen im Doppelzimmer inklusive Vollpension.

Anmeldeschluss ist der 18. September, mehr Informationen unter <https://pastoral-erzbistum-hamburg.de/70217/Kirchenmusik-Werkwochenende>

Zum Mitmachen

**Demenzsensible Gottesdienste in
Hamburger Kirchen**

Zum Welt-Alzheimerntag am 20. September finden in Zusammenarbeit mit der Fachstelle Leben im Alter in verschiedenen Hamburger Kirchen demenzfreundliche Gottesdienste statt – offen, gut verständlich, das Herz ansprechend. Einige Gemeinden bieten im Anschluss Gespräche bei Kaffee und Kuchen an. Die Gottesdienste richten sich vor allem an Menschen mit Demenz, ihre Angehörigen und an ihr Umfeld.

Alle Termine und Orte unter

„Aktuelle Infos“ auf der Seite: www.lebe-im-alter.de

Zum Zuhören

**Mystik als Lebensstil:
Lesung mit Pierre Stutz**

Geborgen und frei: Der bekannte Theologe und Autor Pierre Stutz liest am 22. September um 19 Uhr aus seinem Buch „geborgen und frei: Mystik als Lebensstil“ und spricht anschließend über Mystik als Zugang zu einer offenen christlichen Spiritualität. Inspiriert von Mystikerinnen und Mystikern lädt er zu einem leidenschaftlichen ökumenischen Christsein ein. Moderiert wird die Lesung von Jens Ehebrecht-Zumsande. Eine Anmeldung ist notwendig unter der E-Mail: j.ehebrecht-zumsande@sankt-ansgar.de

Ökumenisches Forum HafenCity,

Shanghaiallee 12,
Eintritt: 8 Euro an der Abendkasse



Privat





Professor Dr. Michael Grünberger, Präsident der Bucerius Law School, vor dem Altar der Hauptkirche St. Jacobi.



Thorsten Ahlf (2)

Sabine Tesche

Es ist diese riesige Orgel, die den ganzen Raum der hinteren Empore der Hauptkirche St. Jacobi einnimmt, die Prof. Michael Grünberger fasziniert. Sie sei nicht nur ein herausragendes Exemplar norddeutschen Orgelkunstbaus durch Arp Schnitger, sondern „symbolisiert für mich die Verbindung von Spiritualität, Mensch und Glaube“, sagt der Präsident der Hamburger Bucerius Law School, der renommierten privaten Stiftungshochschule für Rechtswissenschaft.

Nur wenige Besucher kommen an diesem Tag in das gotische Bauwerk – und genau das mag der 52-Jährige. Obwohl St. Jacobi eine Innenstadtkirche sei, könne man in ihr wunderbar zur Ruhe kommen, der Hektik des Alltags entfliehen. Für ihn seien Kirchen „geronnene Spiritualität“. Da ist es wieder, dieses Wort, das der Jurist so oft im Zusammenhang mit dem Glauben sagt.

In der Kirche zündet er immer eine Kerze an – denn man weiß ja nie

Glaube ist für ihn an ein bestimmtes religiöses System gebunden, an einen Gott, an Lehren und Gewissheiten. Spiritualität versteht er freier: als Offenheit für einen Raum jenseits des rein Materiiellen, für metaphysisches Denken, ohne sich gleich einem vollständigen Glaubenssystem unterwerfen zu müssen. Er selbst bezeichnet sich nicht als gläubig im klassischen christlichen Sinn, hält es aber für möglich, dass es mehr gibt. Beten kann er nicht; dafür steht ihm seine Rationalität im Weg. „Aber ich zünde in Kirchen gern eine Kerze an, mit einer gewissen inneren Gelassenheit: Ich weiß nicht, ob du existierst, aber wenn doch, ich bin hier“, sagt er und lächelt.

Prof. Michael Grünberger wuchs in sehr einfachen Verhältnissen auf einem kleinen Bergbauernhof auf dem Hochplateau Ritten in Südtirol auf. Seine Eltern trennten sich früh; er war vier Jahre alt, als der Vater die Familie verließ. Die Mutter zog mit zwei kleinen Kindern aus dem Haus der Großeltern väterlicherseits aus, arbeitete zunächst als Putzfrau in einer Grundschule und übernahm später zusätzlich den kleinen Hof ihres Vaters. Dort war das Leben

Ein Leben zwischen Bergbauernhof, Glauben und Selbstfindung

Der Präsident der Bucerius Law School, Prof. Michael Grünberger, über seine Kindheit, sein Coming-out und seinen Weg in die Wissenschaft.

entbehrungsreich: zunächst kein Telefon, nur wenige Fernsehsender, warmes Wasser nur, wenn der Holzboiler angeheizt wurde, und nur zwei beheizte Räume. Trotzdem erinnert er sich an diese Kindheit nicht als unglücklich. „Im Rückblick war sie arm, aber nicht trostlos“, sagt er.

Er wuchs in einem katholisch-bäuerlichen Milieu in Südtirol auf

Geprägt wurde diese Zeit vor allem von der Mutter und vom katholisch-bäuerlichen Milieu, in dem er aufwuchs. Die Mutter ging nach der 7. Klasse von der Schule ab, musste früh arbeiten und wäre gern Lehrerin geworden. Dass sie sich als alleinerziehende Frau mit zwei Kindern in einer männlich geprägten ländlichen Umgebung behauptete, hat ihn tief beeindruckt. „Von ihr habe ich vor allem Unabhängigkeit, Widerstandskraft und Entschlossenheit gelernt.“ Zugleich habe sie seine Bildungslust erkannt und gefördert: Sie nahm ihn in Büchereien mit, ließ ihn lesen und kaufte ihm sogar ein großes Lexikon, obwohl sie sich dafür verschulden musste. Seine Beziehung zur Mutter beschreibt er als prägend und ist sichtlich von großer Dankbarkeit getragen.

Die Religiosität seiner Kindheit war stark. Tischgebete gehörten selbstverständlich zum Alltag, im Wohnzimmer stand der Herrgottswinkel mit dem Kruzifix, sonntags ging man in die Kirche, oft auch unter der Woche, etwa zum Rosenkranz im Marienmonat Mai. Als Kind ging er gern in die Kirche, liebte den Klang der Orgel, stand auf der Empore und sang mit großer Begeisterung mit.

Später jedoch begann er zu fragen und zu zweifeln. Er war kurz

Ministrant, hielt die hierarchischen Strukturen aber kaum aus. Dass man gehorchen, aber nichts hinterfragen sollte, löste in ihm früh Widerstand aus. Als Jugendlicher rebellierte er zunehmend gegen den kirchlichen Zwang und hörte schließlich auf, in die Kirche zu gehen. In der Schulzeit verstand er sich zeitweise sogar als Atheist.

Ich sehe in Kirche weiterhin einen möglichen Ort von Gemeinschaft, Seelsorge und Solidarität.

Prof. Dr. Michael Grünberger, Präsident der Bucerius Law School

In der Schule war er ein sehr guter Schüler, eher Einzelgänger, aber ein respektierter. Er lebte stark in seiner inneren Welt, las viel und erschloss sich über Literatur neue Horizonte.

Besonders wichtig waren ihm Lehrerinnen und Lehrer, die ihn förderten. Im Wirtschaftsgymnasium in Bozen wurde ihm klar, dass er Südtirol verlassen musste. Nicht, weil er seine Herkunft ablehnte, sondern weil ihm das soziale und kulturelle Umfeld zu eng erschien. In der bäuerlich-ländlich-religiösen Welt, in der jeder jeden kannte, empfand er den Anpassungsdruck als zu groß. Er wusste, dass er sich dort nicht so entfalten konnte, wie er es wollte. Nach dem Abitur ging er zum Studium nach Köln. Zunächst

wollte er Volkswirtschaft studieren, weil er die Welt verändern wollte und meinte, dafür wirtschaftliche Zusammenhänge verstehen zu müssen. Im Studium merkte er jedoch schnell, dass ihn Jura stärker anzog: die Frage, wie Menschen zusammenleben, wie soziale Ordnung entsteht und wie Recht Freiheit sichern kann. So wechselte er ins Juristische und fand darin sein Fach.

„Parallel dazu bemerkte ich, dass ich etwas in meinem privaten Leben verändern musste.“ Michael Grünberger war zwar zu seiner älteren Freundin in die Nähe von Köln gezogen, liebte dort die Stabilität und das familiäre Umfeld. Doch er hatte schon als Jugendlicher bemerkt, dass er sich zu Männern hingezogen fühlte.

Mit 24 Jahren begann für den Studenten ein neues Leben

Erst mit 24 Jahren wagte er den entscheidenden Schritt: das Coming-out als schwuler Mann und den Aufbruch in ein neues Leben. Der Sprung in die Kölner Großstadt und in ein ihm zunächst fremdes Umfeld verunsicherte ihn, doch er ging ihn bewusst. „Die Erfahrungen als deutschsprachiger Südtiroler in Italien, als Migrant in Deutschland und als schwuler Mann in einer heteronormativen Gesellschaft prägten nachhaltig mein Verständnis von Recht, Freiheit und Ausgrenzung. Für mich wurde die juristische Frage zentral, wie Freiheit nicht nur für wenige, sondern für alle gesichert werden kann“, sagt der Juraprofessor.

Für seine Mutter war sein Outing zunächst eine große Herausforderung. Sie machte sich Sorgen – aus religiösen Gründen, aus Unkenntnis, aber auch aus Angst um

ihn. Sie fürchtete, er könne in Köln „verloren gehen“, und sorgte sich um das Gerede der Leute. Doch diese Vorbehalte lösten sich auf, als sie seinen ersten Freund kennenlernte und merkte, „dass es schlicht um Menschen ging“. Danach stand sie nicht nur hinter ihrem Sohn, sondern auch offen hinter homosexuellen Menschen überhaupt.

Michael Grünbergers Verhältnis zum Katholizismus ist bis heute ambivalent. Er fühlt sich kulturell und emotional weiterhin stark katholisch geprägt. Aus der Kirche ausgetreten ist er erst in Deutschland, und zwar nicht aus Abkehr vom Religiösen, sondern aus Protest gegen die institutionelle Kirche, insbesondere gegen die Verbindung von Kirche und Staat und gegen die homophoben Positionen des damaligen Kölner Kardinals Meisner.

Dass seine Kirchensteuer eine Institution finanzieren sollte, die gegen Menschen wie ihn hetzte, war für ihn inakzeptabel. „Dennoch sehe ich in der Kirche weiterhin einen möglichen Ort von Gemeinschaft, sozialem Zusammenhalt, Seelsorge und Solidarität“, sagt er. Eine Rückkehr schließt er nicht aus, und es wird eine Sehnsucht spürbar. „Ja, es gibt in mir durchaus eine Sehnsucht nach Zugehörigkeit“, gibt er zu.

Eine Professorin erkannte sein Potenzial als Wissenschaftler

Sein beruflicher Weg verlief nicht geradlinig, aber konsequent. Nach dem Studium bot sich die Möglichkeit zur Promotion, die er zunächst verstreichen ließ. Erst durch die Juristin Anja Steinbeck bekam er eine zweite Chance. Die Professorin, inzwischen Rektorin an der Uni Düsseldorf, erkannte sein Potenzial, ermutigte ihn zur Promotion und später auch zur Habilitation. Diese Förderung war für ihn entscheidend. In Köln lernte er nicht nur wissenschaftliches Arbeiten, sondern auch, wie man Menschen führt, fördert und akademische Räume gestaltet.

Eine besonders prägende Station war New York. Schon im Referendariat war er mehrere Monate dort, um sein Englisch zu verbessern, und nahm die Stadt als Befreiung und Öffnung wahr. Später ging er an die NYU School of Law, absolvierte dort ein Masterstudium und gewann Einblicke in das amerikanische Rechtssystem und

in eine ganz andere Form juristischer Ausbildung. Diese Zeit war für ihn fachlich wie persönlich bedeutend.

In New York lernte er auch seinen heutigen Mann kennen, mit dem er seit über zwei Jahrzehnten zusammen ist. Sein Partner, ein African American aus Texas, kam damals gerade nach New York, um in der Modebranche Fuß zu fassen. Während der Corona-Zeit heirateten sie.

Kirchlich war das nicht möglich; sein Mann ist baptistisch aufgewachsen, er selbst katholisch geprägt, aber für beide ist die institutionelle Seite von Religion heute nicht ausschlaggebend. Sein Mann lebt und arbeitet inzwischen in Amsterdam, Grünberger pendelt seit Jahren zwischen seinem Arbeitsplatz und der niederländischen Stadt.

Nach der Habilitation erhielt Grünberger mehrere Rufe, entschied sich schließlich für Bayreuth und blieb dort bis 2023. Dann führte ihn sein Weg an die Bucerius Law School nach Hamburg. Die Aufgabe dort reizte ihn, „weil die Bucerius Law School für mich einer der wenigen Orte in Deutschland ist, an denen juristische Ausbildung wirklich ernst genommen und zugleich innovativ gedacht wird“. Ihm geht es darum, verantwortungsvolle Juristinnen und Juristen auszubilden: Menschen, die kreativ sind, verschiedene Interessen erkennen und abwägen können und die Gesellschaft mitgestalten wollen.

Besonders wichtig ist ihm dabei soziale Offenheit. Als jemand, der selbst als Erster in seiner Familie Abitur machte und akademische Wege einschlug, liegt ihm daran, unsichtbare Barrieren für Erstakademikerinnen und Erstakademiker abzubauen und eine Hochschule zu schaffen, an der sich unterschiedliche soziale Hintergründe selbstverständlich begegnen.

Seine zentralen Werte sind Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit, Loyalität und vor allem gleiche Freiheit – also Freiheit nicht nur für Privilegierte, sondern für alle. Wenn er von christlichen Werten spricht, dann vor allem von Solidarität und Nächstenliebe. Diese versteht er nicht sentimental, sondern radikal: Nächstenliebe beginnt dort, wo die Distanz zu anderen am größten ist. Gerade darin sieht er bis heute die bleibende Kraft christlichen Denkens.

Sabine Tesche

Es machen mehr als 70 Kirchen in und um Hamburg mit, rund 300 kostenfreie Veranstaltungen werden den Besucherinnen und Besuchern der 23. Nacht der Kirchen geboten. „Wundern gibt es immer wieder“ – so lautet das Motto am 12. September. Doch bei so vielen Gottesdiensten, Kultur- und Kreativangeboten, Musik sowie Literatur fällt die Auswahl schwer. Deswegen haben wir einige Highlights dieser großen ökumenischen Veranstaltung herausgesucht. Die Nacht der Kirchen findet in diesem Jahr übrigens erstmals in Kooperation mit der Denkmalstiftung Hamburg statt. Das Programm richtet sich an kulturell Interessierte jeglichen Alters – für jede und jeden ist etwas dabei. Zu finden ist es unter www.ndkh.de

Große Eröffnung mit Prominenten und Gospelchören

Auf der NDR-Hauptbühne an der Mönckebergstraße wird die Nacht der Kirchen feierlich um 19 Uhr eröffnet. Mit dabei sind Staatsrat Jan Pörksen, Bischöfin Kirsten Fehrs, Erzbischof Dr. Stefan Heße, Uwe Onnen (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg). Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter sowie Daniel Kaiser (Leiter der Kulturredaktion NDR 90,3) moderieren. Eine Gospel-Show mit den Happy Gospel Singers und dem Chor Gospel Train setzen ein Zeichen für Vielfalt und Zusammenhalt. Zuvor gibt es auch schon von 15.30 bis 18 Uhr ein buntes Nachmittagsprogramm.

Ab 19 Uhr, Große NDR- Bühne, Spitaler Straße, Am Mönckebergbrunnen.

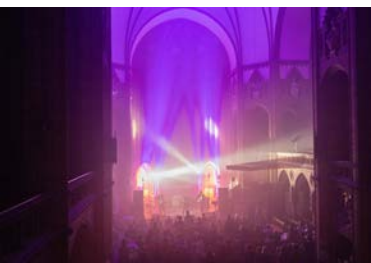
Erinnerungsorte stimmungsvoll illuminiert

Drei Hamburger Friedhöfe bieten eine Nacht mit Musik, Begegnung, Segensmomenten und außergewöhnlichen Entdeckungen sowie Führungen. Einen berührenden Abend über die kleinen und großen Wunder des Lebens gibt es mit den „Unsichtbaren Eltern e.V.“ auf dem Friedhof Tonndorf. Rund 400 Feuerschalen verwandeln den Friedhof Stellingen in ein Lichtermeer mit verschiedenen Stationen zum Mitmachen. Führungen zu Kunstkriminalität, Fußballlegenden oder eine nächtliche Fledermaus-Expedition mit dem Nabu machen den Friedhof Nienstedten zu einem spannenden Ort.

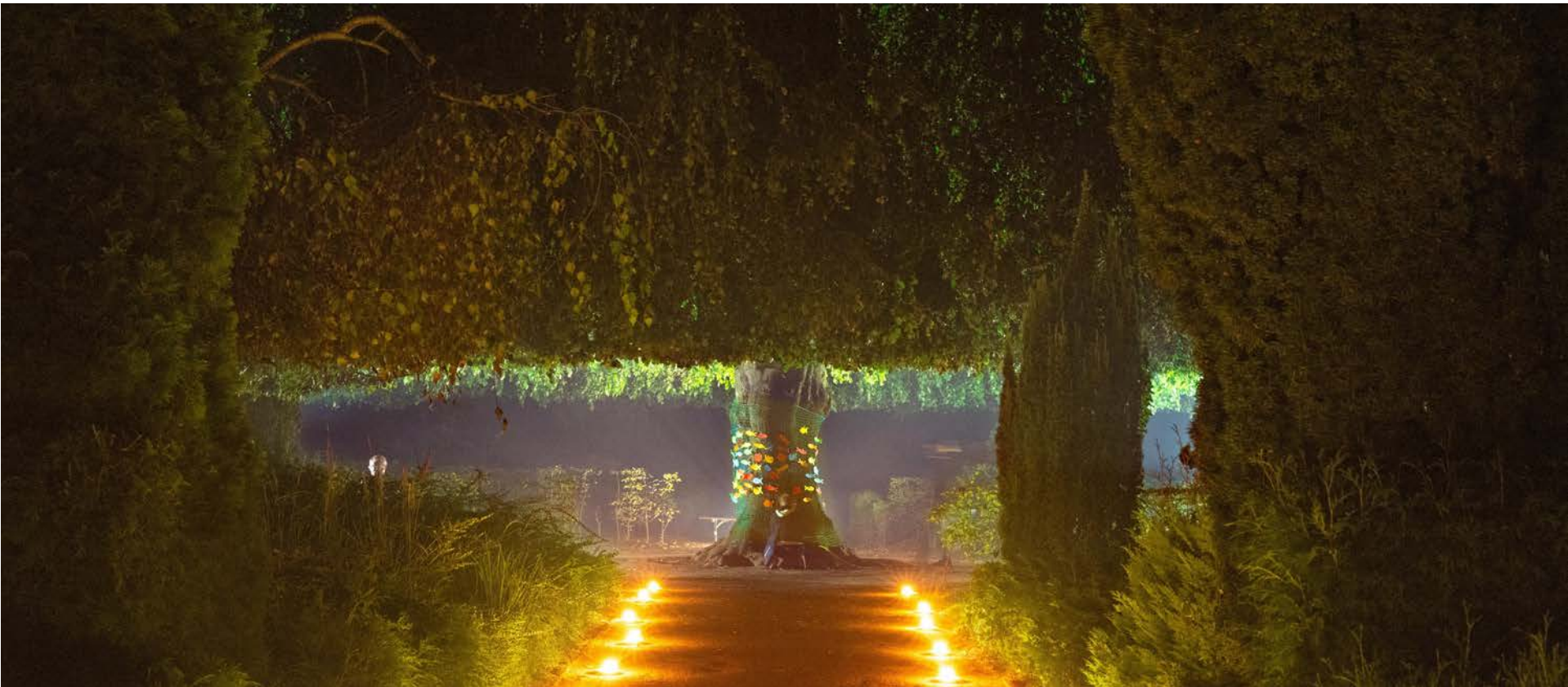
Ab 18.30 Uhr, Friedhof Stellingen, Molkenbuhrstraße 6, HVV Linie: S3, S5 Stellingen, Busse 4, 22, 115, 183, 392 Volksparkstraße, Ab 18 Uhr, Friedhof Tonndorf, Ahrensburger Straße 188, HVV Linie: Bus 9 Friedhof Tonndorf, Ab 19 Uhr, Friedhof Nienstedten, Rupertistraße 37, HVV Linie: Busse 12 Sieberlingstraße, 286 Friedhof Nienstedten

Heilandskirche wird zur Metalkirche

In der Heilandskirche Uhlenhorst wagen Metal und Kirche gemeinsam den Blick in die Fragen des Lebens. Mit den Bands Tri State Corner „TSC“, Fearless V und Last Turion, Autor Oliver Uschmann sowie Gesprächen über Trauer, Hoffnung und Suizidprävention



In der Heilandskirche geht es um Heavy Metal und existenzielle Fragen.
thomas Kraetzig



„Wundern gibt es immer wieder“

Von Kabarett und Friedhof zum Kosmos und Gitarrenklängen: 70 Gemeinden in und um Hamburg feiern am 12. September die „Nacht der Kirchen“. Wir haben einige Highlights ausgesucht.



Rapperin Yeti kann man in der Singer-Songwriter-Kirche in St. Gertrud erleben.
Arthur Blum

entsteht ein Format zwischen Konzert, Austausch und gesellschaftlicher Relevanz. Dabei sind das Sinus Hospiz, das Netzwerk Suizid Prävention, die Telefonseelsorge, der Lebenshilfe-Verein der Metal Szene, der Metality e.V. sowie der Wünschewagen.

Ab 17 Uhr, Heilandskirche, Winterhuder Weg 132, HVV Linie: Busse 5, 17 Hans-Henny-Jahnn-Weg, 25 Hebbelstraße

Kosmische Nacht in der Hauptkirche St. Nikolai

In der Hauptkirche St. Nikolai zaubert eine visuelle und musikalische Reise durch den Weltraum. Die hohen weißen Wände von St. Nikolai werden an diesem Abend zu riesigen Leinwänden. Projektionen, Licht und Laser verwandeln den Kirchenraum in eine kosmische Landschaft aus Sternen, Farben und Bewegung – gestaltet von einem Lichtdesigner des Planetariums. Dazu erschafft Anne Michael an der Hyper-Orgel weite, schwebende und kraftvolle Klangwelten, in denen Raum und Zeit ihre Grenzen verlieren. Die Orgel wird zum Raumschiff, der Kirchenraum zum Universum.

Ab 19 Uhr, St. Nikolai, Harvestehuder Weg 118, HVV Linie: U1, Bus 114 Klosterstern

Kabarett-Abend in der Kreuzkirche

In der Kreuzkirche Barmbek erwartet die Besucher ein unterhaltsamer Kabarett-Abend. Ab 19.30 lotet Komödiantin Annika Blanke in ihrem Soloprogramm einmal mehr die Grenzen zwischen Tragischem, Nachdenklichem und Humorvollem aus. Ein Abend zwischen Kabarett, Spoken Word, Comedy und Geschichtenerzählen. Ohne doppelten Boden und Gitarre, dafür mit vielen Zwischentönen und Seitenhieben. Ab 20.30 Uhr kommt Johannes Kirchberg auf die Bühne. Die Weltuntergangsstimmungskanone wacht wie immer eines Morgens auf und ist sich diesmal sicher: Meine Probleme möchte ich haben. Und da aktuell der Blick in die Zukunft mehr Angst machen kann als der zurück, blickt er eben zurück auf all seine bisherigen Kabarettprogramme. Ab 21.30 Uhr tritt Vanessa Maurischat auf mit ihrem Programm zwischen Sehnsucht und Wahnsinn. Ein Muss für Küchenpsychologen und Schlauberger, Angsthasen und Hypochonder, Möchtegerncasanovas und Pseudointellektuelle. Zum Schluss ab 22.30 Uhr stellt Sebastian Schnoy die wunderbare Welt der Demokra KI vor. Künstliche Intelligenz stellt unser Leben auf den Kopf. Haben die Maschinen etwa schon die Macht übernommen? Lachen und Neues lernen, denn Schnoy macht schlau.

Ab 19.30 Uhr, Kreuzkirche Wohldorfer Straße 30 HVV Linie: U3, Busse 37, 171 Dehnhai

Singer-Storyteller-Kirche in St. Gertrud

Singer-Storyteller sind das genrefreie Pendant zum Singer-Songwriter Etikett. Die Künstler blicken an diesem Abend auf sich selbst und auf die Welt um sich herum und erzählen dem Publikum ihre persönlichen Geschichten zu ihrer eigenen Musik. Ein kompletter Konzertabend mit großer musikalischer Vielfalt erwartet die Gäste. Die Anfangszeiten sind mit der nahegelegenen Kabarettkirche, der Kreuzkirche Altbarmbek, abgestimmt. So kann

man beide Programme besuchen. 18–18.45 Uhr Andacht mit dem Gospelchor Joyful Singing, dem Gospelchor von St. Gertrud. 19–19.45 Uhr sind Yeti und Band in diesem Jahr Gast aus dem diesjährigen Popkurs Hamburg. Sie ist Rapperin und ein spannender und kreativer Kopf der Musiklandschaft. 20–20.45 Uhr kommt Martin Oberleitner auf die Bühne. Der Rockbarde und gebürtige Österreicher lebt als Singer-Songwriter in Hamburg und spielt eine Mischung aus stimmungsvollen Rock-Songs und verträumten Balladen. 21 Uhr–21.45 Uhr Ayda Rastgoo, Singer-Songwriterin und Pianistin aus Hamburg, bewegt sich musikalisch zwischen englischem-Pop und Singer-Songwriter-Stilistik. Sie war bereits auf Bühnen in Deutschland, London, den USA, Kanada und Schweden zu sehen und erreichte 2022 das Finale von The Voice of Persia. Ab 22 Uhr bildet Darre den Abschluss. Der Singer-Songwriter blendet mit Extravaganz und absoluter Sympathie – den hat man einfach gern. Seine Deutsch-Pop-RockSongs und seine Texte sind motivierend und berührend, mit tagelang anhaltender Ohrwurmgefahr.

Ab 18 Uhr, St. Gertrud, Immenhof 10, HVV Linie: U3 Mundsburg, Busse 25, 172 Uferstraße

Beats und Laser in St. Katharinen

Der französische DJ Raphaël Marionneau und der Laser-Artist Mirko Schinke präsentieren die multimediale Show „Abstrait“ in der Hauptkirche St. Katharinen. Eine musikalische und visuelle Begegnung zwischen sakralen, meditativen Klängen, Deep-House und elektronischer Musik, die von abstrakten Lichtern und Lasern begleitet werden.

Ab 19 Uhr, St. Katharinen, Katharinenkirchhof 1, HVV Linie: U1 Meßberg, Busse Brandstwi

abwechslungsreichen Konzertabend. Ergänzt durch Führungen an der Arp-Schnitger-Orgel sowie durch die Restaurierungswerkstatt.

Ab 19.15 Uhr, St. Jacobi, Jakobikirchhof 22 HVV Linie: U1 Steinstraße, Busse 6, 16, 17, X35, X80 Jakobikirchhof

Eine Nacht voller Saitenklänge in St. Antonius

Die Gitarrenkirche St. Antonius in Winterhude präsentiert die ganze Vielfalt des Instruments. Künstlerinnen und Künstler, Studierende der Hochschule für Musik und Theater, Ensembles der Jugendmusikschule gestalten einen Abend voller musikalischer Überraschungen. Vom Solo bis zum Ensemble, von Renaissance-Tänzen bis zu Jazzballaden verzaubert diese besondere Nacht mit einem warmen und vielseitigen Puls und überrascht zu jeder vollen Stunde mit einem kontrastierenden und in sich geschlossenen Programm. Highlight ist wieder das Lichtspiel von Christoph Jürgens. Zwischen den ca. 40-minütigen Konzerten begegnen Publikum und Musizierende einander bei Brot und Wein und kommen ins Gespräch.

Ab 19 Uhr, St. Antonius, Alsterdorfer Straße 73-75, HVV Linie: U1 Lattenkamp, Bus 19 Lattenkampstieg

Für junge Leute: NorthWind Festival in Planten Un Blumen

Vom 11. bis zum 13. September wird Planten un Blumen zum Festivalgelände für das ökumenische Jugendfestival „NorthWind“! Im Rahmen der Nacht der Kirchen erwartet die Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein vielfältiges Programm mit Musik, Workshops, Spielen, kreativen Aktionen und vielen Möglichkeiten, miteinander ins Gespräch zu kommen, neue Leute kennenzulernen und Gemeinschaft im Glauben zu erleben – und das kostenlos! Alle Veranstaltungen sind öffentlich und frei zugänglich. Highlights sind zum Beispiel der Livetalk mit dem Hamburger Erzbischof Stefan Heße am Freitag, 11. 9. um 18 Uhr und anschließend um 19.15 Uhr der Techno-Gottesdienst mit Pastor Baden-Rühlmann. Am Sonnabend ist ab 19 Uhr Julian Sengemann

Kabarettist Johannes Kirchberg tritt in der Kreuzkirche auf.

Stephan Knauer

Rund 400 Feuerschalen verwandeln den Friedhof Stellingen am 12. September in ein Lichtermeer.

Thomas Krätzig Kirchenkreis Hamburg-Ost

live dabei und am Sonntag um 11.30 Uhr gibt es einen NorthWind-Abschlussgottesdienst im Kleinen Michel. Das ganze Programm gibt es unter jugend-erzbistum-hamburg.de/northwind Musikpavillon Freilichtbühne Planten Un Blumen, Jungiusstraße HVV Linie: S-Bahn Dammtor, U2 Messehallen, U1 Stephansplatz.

St.-Marien-Dom: Auf dem Pilgerweg wandern und wunde(r)n

Der geführte Pilgerweg durch die Hamburger Innenstadt verbindet besondere Orte zwischen St.-Marien-Dom, Hauptkirche St. Jacobi und dem Mahmal St. Nikolai. Die Route führt zu Geschichten über Leben, Hoffnung, Erinnern und Glauben und lädt dazu ein, ins Gespräch zu kommen. Treffpunkt um 17.45 Uhr am St.-Marien-Dom an den Stelen der Lübecker Märtyrer, auf der rechten Seite des Doms, auf dem Domherrenfriedhof.

Um 17.45 Uhr, Domherrenfriedhof, Danziger Straße, HVV Linie: U1 Löhmlenstraße, Bus 6, 17, 18 Gurlittstraße

Zwischen Wissenschaft und Glauben in der Blankeneser Kirche

Gemeinsam mit Desy und der Universität Hamburg lädt die Blankeneser Kirche am Markt zu einem außergewöhnlichen Abend. Musik, Gespräche und Gäste aus Forschung, Kultur und Kirche eröffnen neue Perspektiven auf die Schöpfung.

Ab 19 Uhr, Blankeneser Kirche am Markt, Mühlenberger Weg 66, HVV Linie S1 Blankenese Buss 388,488 Oesterleystraße

